

Besuch auf dänischen Volkshochschulen

Autor(en): **A.R.**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst**

Band (Jahr): **27 (1937)**

Heft 45

PDF erstellt am: **24.09.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-646613>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

deine Kräfte sind unverbraucht. Und die Tannegg, Peter, laß sie nicht aus deinen Händen, hab' sie lieb; und wenn es dir schlecht geht, dann mach's wie ich: Blick' vorwärts, Peter, vorwärts."

* * *

Einige Tage später trug man Vater Ambühl auf den Friedhof hinaus. Peter war jetzt Tanneggbauer.

Oft wenn er sich spät abends müde in sein Eischenbett legte, löschte er mit einem Seufzer das Petrolämpchen, schaute dann in die Finsternis und dachte seinen Schulden nach. Und wenn er manchmal keinen Ausweg mehr sah, raffte er sich plötzlich wieder zusammen und erinnerte sich an die letzten Worte seines Vaters. Und es war ihm, als hörte er aus dunkler Ferne: „Blick' vorwärts, Peter, vorwärts!"

* * *

Als Peter Ambühl eines Abends im Wolfboden Heugras mähte, kam von der Susweid herunter des Seelithalbauers Tochter, Breneli von Allmen.

Peter kannte Breneli schon von der Schulzeit her. Als die Tochter über den Wolfboden schritt und den jungen Mähdler erblickte, rief sie ihm zu:

„He, Peter, mach' bald Feierabend, du siehst ja nichts mehr!"

Peter wandte sich gegen Breneli und entgegnete:

„Sobald die Matte abgemäht und das Gras gezettet ist, mache ich Feierabend, vorher nicht.“ Und dann fuhr er lächelnd fort: „Uebrigens, wenn du mir helfen willst, so wäre das gar allerliebste von dir. Schau, die Holzgabel dort unter der Esche wartet ja schon lange auf dich.“

„Das würde dir natürlich passen“, meinte jetzt des Seelithalbauers Tochter, „doch so rasch geht das nicht. Sag' mal, was bezahlst du für einen Lohn?"

„Von dem kann allerdings keine Rede sein“, antwortete Peter, „Schuldenbergbäuerlein können keinen Lohn bezahlen; dafür dürfen sie aber beim Sternenschein arbeiten.“

Aus seinen letzten Worten verspürte man etwas wie Bitterkeit. Peter traute seinen Augen kaum, als Breneli plötzlich die Gabel ergrieff und anfang, das Gras zu zetten.

Er wegte die Sense, bewunderte dabei heimlich die schöne Gestalt des Mädchens und mähte dann weiter.

Hinter der Abendbergfluh hervor guckte jetzt der Mond, goß sein mildes Licht über die Berge, die Tannegg, den Wolfboden und die beiden jungen Menschen. Als der Mond über dem Rotstock stand, war alles Gras gemäht und gezettet.

„Wenn du nichts dagegen hast, Breneli, so begleite ich dich ins Seelithal hinab. Es ist ja schon spät.“

Bei diesen Worten hängte Peter die Sense in die Esche und versteckte Gabel und Wehsteinfäß unter dem Gras.

Breneli lehnte das Anerbieten nicht ab. Langsamem Schrittes zogen hierauf die beiden talwärts.

In den finstern Tannenwipfeln begann der Nachtwind zu singen. Der Gesang wurde immer stärker. Ueber dem Wetterfirscht türmte sich drohend schwarzes Gewölk. Der Mond wurde plötzlich verdunkelt. Schärfer pfiff der Wind über die Bergmaten. Sein Singen steigerte sich zum Geheul.

Breneli drängte sich ängstlich an Peters Seite. Er legte beidend den Arm über seine Schulter. Breneli schaute mit großen, leuchtenden Augen zu ihm empor. Da schloß er das Mädchen fest in seine Arme, küßte es auf den lächelnden Mund und sprach: „Nun mußt du doch noch deinen Lohn haben.“

„Peter, mein Peter!“ kam es freudig über Brenelis Lippen. Inzwischen war es stockdunkel geworden.

„Wir müssen uns beeilen, es ist ein Unwetter im Anzug“, sagte Peter und schaute zum Nachthimmel empor.

Als sie im Seelithal angelangt waren, zerriß jäh ein Blitz die Finsternis. Schwere Tropfen klatzten ins Gras.

Peter küßte noch einmal sein junges Glück, dann aber lief er raschen Schrittes heimwärts.

Feuriger zuckten die Blitze, fürchterlicher heulte der Sturm, und der Regen fiel in Strömen. Vom Wetterfirscht her vernahm Peter ein unheimliches Tosen und Donnern. Ihm bangte. Er wußte: Das waren die wilden Wasser, die schon oft auf der Tannegg böses Unheil angerichtet hatten.

Peter leuchte. Sein Atem ging hastig. Seine Beine ermüdeten. Es war ihm, als ob der Sturm ihm zurief:

„Hü, vorwärts! Vorwärts!"

Endlich kam er auf dem Wolfboden an. Er verlor den Weg unter seinen Füßen. Ringsum hörte er das Wildwasser brüllen. Jetzt stolperte er über Steine und fiel nieder. Ein greller Blitz erhellte in diesem Augenblick den Wolfboden. Da schrie Peter in die Nacht hinaus. Der Wolfboden, seine beste Heumatte, war verschüttet. Stöhnend erhob er sich und stapfte durch Schutt und Schlamm heimwärts.

Ganz nahe an seinem Haus vorbei war der Erdschlipf gegangen. Wankend trat Peter in die Stube. Im Stalle brüllten die Kühe und wieberte das Pferd. Peter sank wie gelähmt auf sein Bett nieder und verbarg den Kopf im Kissen.

Am nächsten Morgen trat er vor das Haus und überschaute das verwüstete Land im Wolfboden.

Dann dachte er an Breneli.

Und mit einem Male war es ihm, als rief eine Stimme:

„Blick' vorwärts, Peter, vorwärts!"

Gegen Mittag spannte er das Pferd an den Bretterwagen, fuhr zum Wolfboden hinunter und fing an, Steine und Geröll aufzuladen. Den Hang hinunter sprudelten immer noch verirrte Wässerlein.

Als Peter die erste Ladung wegführen wollte, sah er Breneli daberkommen.

„Peter!“ rief es schluchzend und warf sich ihm an die Brust. Dann fuhr es fort:

„Ich will dir helfen.“

Peter schaute in Brenelis traurig-ernste Augen. Dann blickte er hinauf in die Berge. Wie erschienen sie ihm heute so groß, so gewaltig, so erhaben und herrlich!

Er knallte mit der Peitsche, und mit einem stillen Leuchten im Herzen rief er seinem Pferd zu:

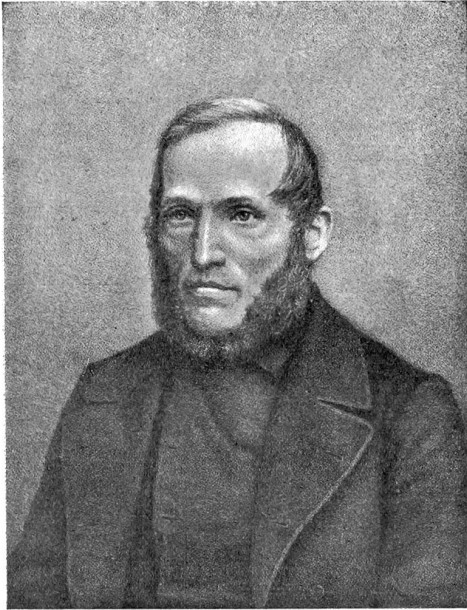
„Hü, vorwärts!"

* * *

Besuch auf dänischen Volkshochschulen

Die Vereinigung der Freunde schweizerischer Volksbildungsheime veranstaltete diesen Sommer eine Reise nach Dänemark, um die Teilnehmer mit Land und Leuten der nördlichen Demokratie bekannt zu machen und ihnen vor allem einen Einblick in die dänischen Volkshochschulen zu verschaffen. Längst schon war meine Sehnsucht nach Norden gerichtet, und nun sollte sie auf schöne Weise Erfüllung finden. In den 25 Unbekannten, die sich am letzten Juliabend zur langen gemeinsamen Fahrt am badischen Bahnhof in Basel trafen, fand ich eine angenehme Reisegesellschaft, und in Dänemark wurden wir freundlich aufgenommen und trefflich geführt. So wurde die Reise zum reichen, beglückenden Erlebnis.

D a n e b o d auf der kleinen, fruchtbaren Insel Als, die der Ostküste Südjütlands vorgelagert ist, öffnete uns als erste Volkshochschule ihre Tore. Unser Autobus fuhr in einen geräumigen, von Wirtschafts- und Schulgebäuden umschlossenen Hof. Vorsteherpaar und Lehrerschaft standen zum freundlichen Willkommen bereit und führten uns in unsere Zimmerchen, die zwei und drei zusammen teilten. Sie waren äußerst einfach: schmale Betten, Tisch und Stühle. Und doch fühlten wir uns gar bald wohl und geborgen in dem schlichten Heim. Wir nahmen im großen, mit Bildern und Blumen geschmückten Eßsaal gemeinsam mit Lehrerschaft und Schülerinnen die Mahlzeiten ein (süße Suppen



CHRISTEN KOLD
der Begründer der ersten Volkshochschule

und gezuckerte Salate!). Im Vortragsaal hörten wir mit den Schülerinnen die kurze Morgenandacht von Herrn Vorsteher Terbelsen und sangen ein paar Morgenlieder zur Klavierbegleitung seiner Frau, den dänischen Text nach dem Buch so gut ausprechend, als es eben gehen wollte. Wir badeten unten am nahen Strand im salzigen Wasser des kleinen Belt und ergingen uns diskutierend im prachtvoll angelegten Garten mit dem weiten Rasenplatz, auf dem die Volkstänze der Schülerinnen im abendlichen Dämmerchein so hübsch ausfahen. Und am schönsten war's wohl noch, wenn wir am Abend in die mit aussergewöhnlichem Geschmack eingerichtete Wohnung des Vorstehers zu Musik und Dichtung und einem späten Kaffee eingeladen waren. Herr Terbelsen hielt uns Vorträge in deutscher Sprache und führte uns auf Ausflügen zu Fuß und im Auto zu den Hünengräbern, auf andere Volkshochschulen, auf einen Bauernhof und in eine sehr gut eingerichtete Käserei mit kleinen Käselaiiben und salziger Butter. Buchenwälder, reisende Getreideäcker, Wiesen und Obstgärten machten uns die Landschaft gar bald heimisch und vertraut, und nur ungern nahmen wir Abschied.

Nach einem kurzen Aufenthalt in der ruhigen, sauberen Stadt Kopenhagen fanden wir in der Volkshochschule Frederiksborg auf Nordseeland gastliche Aufnahme. Auch hier die gleiche Einfachheit in allen Einrichtungen und in der ganzen Lebensführung. Warme Herzlichkeit, Frohmüt und lebendiger, reger Geist umgaben uns und erfüllten unsere Tage mit frohem, reichem Erleben. Mit einer Wandervogelgruppe, die von hier aus auf ihren Rädern das Land durchstreifte, wurde am Morgen geturnt und gesungen, und am Abend vereinigten wir uns wieder zu munteren Volkstänzen und zu Lichtbildervorführungen. In Vorträgen und in Fragestunden hörten wir viel aus Vergangenheit und Gegenwart Dänemarks. Was wir von der Entwicklung und den Zielen der Volkshochschulbewegung erfuhren, möchte ich kurz zusammenfassen.

Die ersten Volkshochschulstunden wurden in einem großen Bauernhofe in Rödning in Südjütland gegeben. Wir haben in die große, einfache Bauernstube hineingeschaut, die die Keimzelle der Bewegung ist, welche das Leben der Dänen so bestimmend beeinflusst hat. Hier in Rödning kam es 1844 zur Gründung der ersten Volkshochschule. Die Volkshochschulbee hatte das Glück, mächtige, tatkräftige Förderer zu finden. Da war vor allem Bischof Grundvig, ein geistigesgewaltiger

Mann mit einem warmen, begeisterten und begeisternden Herzen. Mit Wort und Schrift weckte er die Dänen aus ihrem Geistes schlaf auf. Seine Palmen und Lieder drangen ins Volk und füllten noch jetzt zum guten Teil das umfangreiche Liederbuch der Volkshochschulen, aus dem täglich gesungen wird. Er stand auf dem Boden eines lebendigen, frohen Christentums und verlangte für Kirche und Schule Freiheit, weil sich geistige Werte nur in der Freiheit voll entwickeln können. Nach seiner Ansicht soll der Mensch im Kindesalter nur wenig geschult werden; erst wenn er körperlich entwickelt ist, sind die geistigen Kräfte stark genug, um wertvolle, erfolgreiche Arbeit zu leisten. Darum fordert er die freiwillige Er wachsen schule. Er fand Zeitgenossen, die in seinem Sinne wirkten, unter ihnen vor allem der originelle Christen Kold, dessen Leben und Wirken F. Wartenweiler so fesselnd im Buche: „Ein Sokrates in dänischem Gewande“ erzählt hat. Die Verleihung der bürgerlichen Rechte ans Volk 1849 verpflichtete zu vermehrter Bildung und gab der Bewegung neuen Antrieb. Am meisten aber wurde sie 1864 durch das große Landesunglück gefördert, als Dänemark durch das viel mächtigere Deutschland angegriffen und der Provinzen Schleswig, Holstein und Lauenburg beraubt wurde. „Was wir nach außen verloren, muß nach innen wieder gewonnen werden“, wurde das Leitwort des besiegten Volkes. Man urbarisierte Heide- und Moorland, intensivierte den Landwirtschaftsbetrieb und versuchte vor allem die Volksbildung zu heben. In den ersten Jahren nach der Niederlage entstanden ungefähr 50 neue Volkshochschulen, und ihre Zahl nahm ständig zu, bis sie um 1900 auf 100 anwuchs. Der Weltkrieg mit seiner nachfolgenden Krise hat auch hier schweren Rückschlag bewirkt. Doch stehen den dreieinhalb Millionen Dänen immer noch 60 Volkshochschulen zur Verfügung. Die meisten davon sind Bauernschulen auf Grundvög'schem Boden; daneben aber gibt es auch mehr pietistisch gerichtete, zwei große marxistische Arbeiterhochschulen für die Industriearbeiter in Kopenhagen, die berühmte Tuonhochschule von Niels Buch auf Dillerup und die internationale Volkshochschule in Kronborg, die Schüler aus allen Ländern versammelt, um sie für die Friedensarbeit zu aktivieren. All diese Schulen werden vom Staate der Schülerzahl gemäß unterstützt, ungeachtet der Ziele, die sie verfolgen.

Die meisten Schulen sind Privatunternehmungen der Vorsteher. Frau Christiansen, die Vorsteherin in Frederiksborg, erzählte uns: „Ein Mann hat eine Idee und fühlt in sich die Berufung zum Volkserzieher. Nur wenn Idee und Drang stark genug sind, kann er die große Last und das finanzielle Risiko auf sich nehmen, eine Schule zu gründen; denn sie ist ein schlechtes Geschäft, und die materiellen Sorgen können ganz erdrückend werden.“ In Frederiksborg lernten wir ein junges Lehrerehepaar kennen, das freiwillig seine Anstellung an der Staatsschule in Kopenhagen, die ihm 14.000 Kronen eintrug, aufgegeben hat, um für ein bescheidenes Gehalt an der Volkshochschule zu arbeiten.

Das Ziel der Volkshochschularbeit ist nicht ein berufliches, sondern ein rein kulturelles. Durch Unterricht und vor allem durch das Zusammenleben im Heim sollen Geist und Charakter entwickelt werden. Tägliche Turnstunden verhelfen dem Körper zu seinem Recht, viel Gesang und Volkstänze fördern Frohmüt und Geselligkeit. Ungefähr 6—7000 Burschen und Mädchen besuchen alle Jahre die Volkshochschulen, die Burschen im Winter fünf Monate, die Mädchen im Sommer drei. Wer etwas auf sich hält, sucht auch unter schwierigen Umständen das Geld für einen Kurs aufzubringen. Viele besuchen zwei, ja sogar drei. In jährlichen Zusammenkünften und mit Vorträgen und Veranstaltungen werden die Beziehungen mit den Ehemaligen gepflegt.

Ob auf der kurzen Reise von der Kulturarbeit der Volkshochschulen etwas zu spüren war? Ich glaube, die Frage bejahen zu können. Freundliche, zuvorkommende Menschen, saubere, nette Wohnstätten, wenig Wirtschaften, aber dafür in jedem Dorf ein Gemeindefaal, auffallende soziale Ausgeglichenheit scheinen mir Zeugen eines gesunden, gehobenen Volkslebens zu sein.

Auf dem Herzberg oberhalb Marau steht das erste schweizerische Volksbildungsheim für junge Männer. Fritz Wartenweiler, der in Dänemark Idee und Begeisterung für seine Arbeit geholt hat, wartet mit seinen Mitarbeitern auf die jungen Schweizer, die verständnisvolle Förderung ihrer Entwicklung zu wertvollen Menschen und verantwortungsbewußten Bürgern suchen. Ob sie kommen werden?
A. R.

Samarkand

Die Stadt des blauen Porzellans

Was wir an Wundern der Baukunst in Turkestan erwarten, ist konzentriert in den beiden Städten Samarkand und Buchara. Um Einzelheiten verstehen zu können, muß man die allgemeine Geschichte des Landes kennen, die in den beiden Städten vorwiegend ihren Niederschlag fand.

Samarkand ist das „Marakanda“ des Altertums. Im vierten Jahrhundert vor unserer Zeitrechnung eroberte es Alexander der Große auf seinem berühmten Zuge nach Indien. In der Folgezeit tritt die Stadt wenig in den Vordergrund. Wir wissen von den verschiedenen Völkern der turkestanischen Steppe, von ihren Kriegen und Wanderungen. Im zweiten Jahrhundert unserer Zeitrechnung lebten hier die Juetshi, im sechsten Jahrhundert die Türken, die jedoch von den Arabern zurückgedrängt wurden. Im achten Jahrhundert nomadisierte im Norden Turkestans von neuem ein türkischer Volksstamm, der den Namen Burgusen trug. Nach ihm erschienen die Karluken und daraufhin die Seldshuken. Alle diese Hirtenstämme kamen aus dem Altai, begannen ihr Nomadenleben in den westlichen und östlichen Teilen des Siebenstromlandes und wurden dann von den reichen Städten Turkestans angezogen. Gegen Ende des zwölften Jahrhunderts waren alle Länder bis zum Aralsee in dem großen Choresm-Reich zusammengefaßt, dessen Schah Mohamed zu den mächtigsten Fürsten dieser Zeit zählte. Er mußte sich wenige Jahrzehnte später Dschingis-Khan, dem „Sturm aus Asien“ beugen. In einem unerhört kühnen Feldzug eroberte der Mongolenfürst die turkestanischen Städte und errichtete hier den Mittelpunkt eines Reiches, das bald darauf die halbe Welt umspannen sollte. Wohl blieb der Hauptsitz des Mongolenhäuptlings die alte Jurtenfiedlung Karakorum in der inneren Mongolei, doch das Zentrum seiner Macht war lange Zeit die Stadt Samarkand, von wo aus er die berühmten Feldzüge seiner Reitercharen dirigierte. Wohl hatte Dschingis-Khan sehr viel Verständnis für Wissenschaft und Kunst und in seinem Lande herrschte gegenüber den Religionen eine größere Toleranz, wurden Gelehrte und Künstler so gefördert wie in seinem Reich. Doch Dschingis-Khan war kein Baumeister. Auch als „Herrscher der Welt“ blieb er ein Nomade und das Leben in der Jurte zog er jeder festen Behausung vor. So haben wir von dem Mongolenkaiser keine Denkmäler, die von seinen Taten künden sollten.

Den Ruhm Samarkands begründete Timur Lenk, der „lahme Timur“ oder Tamerlan, wie er auch genannt wurde. Er brachte das turkestanische Reich nach dem Niedergang unter den Nachkommen Dschingis-Khans wieder zu neuer Blüte. Im Jahre 1369 machte er Samarkand zu seiner Hauptstadt und begann sie überreich mit Moscheen, Gärten und Schlössern zu schmücken. Seine Nachkommen, die Timuriden und die Afscharchaniden setzten sein Werk fort und der Ruhm Samarkands als der Stadt der schönsten Denkmäler muslimännischer Baukunst drang bis weit nach Europa.

Es ist verständlich, daß für den Reisenden, der erstmals nach Mittelasien kommt, die Stadt Tamerlans im Mittelpunkt steht, und er zuerst seine Schritte nach dort lenkt. In fünf Tagen bringt ihn der Schnellzug über Taschkent direkt nach Samarkand. Wir kommen diesmal vom Süden. Das Flugzeug hat uns, nach unserer Reise durch die Gebirge Tadjikistans, zur Hauptstadt, nach Stalinabad, dem ehemaligen Dschumbek, gebracht und hier fanden wir glücklicherweise raschen Bahnanschluß nach Samarkand. Allerdings benötigt der Zug dreißig Stunden Fahrzeit für eine Entfernung von 200 km in der Luftlinie. Die hohen Ketten des Tientschan-Gebirges zwingen zu einem Umweg von fast 1000 km.

Samarkand ist trotz seiner berühmten Baudenkmäler kein Touristenzentrum. Man verwehrt Ausländern, wie Russen, aus politischen Gründen das Reisen in den turkestanischen Staaten. Wir haben auf unserer schwarzen Mittelasiientour, ohne Visum und spezieller Erlaubnis, allen Grund sehr vorsichtig zu sein und sind darum froh, als uns der Direktor des staatlichen Hotels ohne viel Fragen aufnimmt.

Das Hotel liegt im neuen Samarkand, in der Russenstadt, die mit ihren niedrigen kleinen Häusern und endlosen Pappelalleen so langweilig ist wie jede russische Kolonialstadt südlich und westlich des Urals. Um zur Altstadt zu gelangen, nimmt man den Omnibus — wenn man Platz findet — oder man wählt den schnelleren Weg und geht zu Fuß.

Schon am frühen Morgen sind wir unterwegs. Unverdorren waten wir durch den knöcheltiefen lehmgelben Sand der Straßen, haben bald die letzten Häuser hinter uns und befinden uns auf einem freien Felde. Von Zeit zu Zeit kommt ein hochrädiges Isbefengefährt, eine Kamelkarawane oder eine Eselherde. Die Beine der Tiere und die Räder wirbeln den Sand zu einer gelben Wolke auf und diese Wolke bleibt in der Luft, auch wenn die Passanten schon lange vorüber sind. Wir blicken vergeblich nach den Wundern von Samarkand. Einige Hüften tauchen auf, verfallen und leer, eine kleine Passage-Straße, nüchterne Mauern, eine Ecke — und wir stehen unvermittelt auf einem großen rechteckigen Platz. Man ist stumm vor Staunen. Riesige Gebäude rahmen auf drei Seiten diesen mächtigen Platz ein, es sind eigenartige Kuppelbauten, flankiert auf jeder Seite von runden Minaretts. Das Schönste an diesen Bauwerken ist nicht die seltsame noch nie gesehene Architektur, das Schönste sind die Farben. Die Türme der Minaretts, wie die Fassaden der Gebäude, sind bedeckt mit blauen und grünen Kacheln.

Betrachtet man sich die Mauer näher, so sieht man, daß viele dieser farbigen Ziegel schon zerstört und weggebrochen sind. Von der Ferne ist aber der Gesamteindruck noch immer ein intensives wunderbares Leuchten und man versteht, warum man diesen Majolikalen den Namen „Das blaue Porzellan von Samarkand“ gab.

Dieser Platz ist der Mittelpunkt des alten Samarkands, der „Registan“. Seine Bauwerke waren einst sogenannte „Medresas“, geistliche Hochschulen zur Heranbildung mohamedanischer Priester. Heute sind die Moscheen verfallen und verlassen und nur einige Gerüste zeugen davon, daß man sich bemüht diese Kunstdenkmäler wenigstens vor dem vollständigen Zerfall zu bewahren. Ein alter Moslem führt uns trinkgeldlüstern durch die Räume. Wo einst die „Schüler des Islam“ den Koran lernten, ist heute eine Touristenbasa errichtet, ein Quartier des russischen Touristenverbandes. Doch scheint die Frequenz dieser Unterkunft nicht allzu groß zu sein, denn die dunklen niedrigen Räume sind vollständig leer. Als wir dann den Registan verlassen, bietet uns der Alte noch einige wunderschöne farbige Majolikastücke zum Kauf an. So wird uns erklärlich, warum der Zerfall des „blauen Porzellans“ so rasch vor sich geht.

Westlich des Registans erhebt sich ein hoher Kuppelbau, das Mausoleum „Gur-Emir“, die Grabstätte Tamerlans. Das Bauwerk ist verhältnismäßig einfach und schlicht in den Formen. Das Innere ist ein runder Raum, durch die schmalen Gitterfenster kaum erhellt und in ein geheimnisvolles Halbdunkel gehüllt. An den Wänden erkennt man noch die alte prachtvolle Bekleidung aus Dnyr-Platten, in der Mitte die Grabdenkmäler von Timur und seiner Getreuen. Die eigentlichen Gräber liegen unterhalb dieses Raumes. Der Führer leuchtet uns mit einer Lampe hinab. In dem niedrigen Gewölbe bezeichnet ein langer Dnyrblock das Grab des Herrschers. Er ist geschmückt mit arabischen Schriftzeichen.

Das Schönste an Samarkand ist, wenn man von dem imposanten Registan absteigt, das Mausoleum Schach-Zinda. Man muß die alte Stadt von Samarkand durchwandern, den Basar überqueren und gelangt dann zu einem niedrigen Hügelzug. Am Ende einer Pappelallee bietet sich ein überraschender Anblick: ein System kleiner Rundbauten zieht sich den Hang hinauf und wird oben von einer alles überragenden riesigen Kuppel gekrönt. Schach-Zinda ist das größte Heiligtum Samarkands. Es soll die sagenhafte Grabstätte von Hassim-ibn-Abbas, des Betters des Propheten Mohameds sein.

Es ist noch zu erwähnen die „Bihi-Chanum“, die Hauptmoschee Alt-Samarkands. Es ist das größte Gebäude aus der